

# Neue Schweizerliteratur (Roman und Novelle)

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [22]

PDF erstellt am: **21.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

den Dörfern des Heinzenberges herüber sangen die Glocken ein vielstimmiges friedliches Abendlied. So war's gut wandern! Dazu schlängelte sich unser Sträßchen mit beständig wechselndem Talansblick durch anmutig durchschnittenes Gelände. Nirgends fehlte es an malerischer Abwechslung. Mächtige Baumgruppen und verwitterte Steingeländer in einem herrschaftlichen Park leiten die Phantasia nach den Zeiten zurück, da es bei Herrschaftlicher Mode war, einen französischen Garten anzulegen, der sich dann später, sowie die ewig stehende Schere des Gärtners fehlte, von selbst in einen englischen verwandelte. Höchst wohlätig empfinden wir heute dieses Schnippchen, das die Natur der Kunst oder vielmehr der Künstelei schlug.

Ein bemerkenswertes Bild gewährt die Ruine Alt-Sins oder Zeusenberg, die auf ihrem Felsenhügel aus einer kleinen Kolonie neuerer, an den Burgfelsen sich anschiebender Häuser emporstrebt. Im Hintergrund erscheinen Ringelspitz und Calanda, den Vordergrund bildet ein lachender Obsthain.

Paspels, dessen spitzer schlanker Kirchturm freundlich aus Obstbäumen hervorwächst, lassen wir heute zwar links liegen, nehmen aber den guten Eindruck mit, den uns seine Bewohner durch ihre herzlichen Abendwünsche bereitet haben. Wenn lieber Wandergruß noch Segen bringt, so danken wir unsere frohe Fahrt sicher den Reisetwünschen der Paspeler... Vom Weg von Paspels nach Rodels blieb mir neben der reichen Vegetation nur noch der Ausblick auf den Piz Beverin in Erinnerung. Wie ein Pfeil schoß er über der Lücke des Glaspasses in den Abendhimmel empor. Und dann klang aus Busch und Baum plötzlich das Abendglöcklein des Kleinen, reizend gelegenen Rodels, in dem wir uns ganz unvorbereitet fanden. Zwei schöne Junferhäuser erregten hier unsere Aufmerksamkeit, das Haus von Jedlin am Dorfplatz mit dem großen Rußbaum, mit Gitterwerk und Wappenzier (s. Abb.) und das Haus Blumental mit seinem behäbigen gewaltnen Dach.

(Schluß folgt).

## Neue Schweizerliteratur (Roman und Novelle) I.

Reich besetzt ist heute der Büchertisch mit epischen Erzeugnissen aus der deutschen Schweiz. Seit Gottfried Kellers Tod hat sich eine immer regere Betriebsamkeit auf unserm Parnas entwickelt, und der „Holzboden“, der nach einer gelegentlichen Meißerung des berühmtesten zürcherischen Staatschreibers das Gedeihen der Dichtkunst und der Poeten in Helvetien damals erschwerte, scheint gründlich beseitigt worden zu sein. Neben den alten bewährten Dichtern, die noch jüngere Zeitgenossen Meister Gottfrieds gewesen, haben sich junge Kräfte gemeldet, und schöne Zukunftshoffnungen sind geweckt und zum Teil erfüllt worden, sodaß eine neuere Literaturgeschichte ein stattliches Kapitel über die literarische Produktion in der Schweiz mit allerhand erfreulichen Bemerkungen ausschmücken könnte, und das Kapitel dürfte besonders eines hervorheben, nämlich: daß in dieser Produktion auch da, wo man sich einmal rechtschaffen ärgert, oft der Beweis ehrlichen Wollens oder echten Könnens noch zu finden ist und daß die Wege guter Tradition nirgends stark verlassen worden sind, trotzdem wir nicht von Epigonen sprechen dürfen. Und diese Tradition heißt Heimatkunst, nicht in dem Sinne, daß man sich künstlicher und gezwungener „Schweizererei“ befleißigte, sondern in dem echten und guten Sinn, daß die besten Erzähler unseres Landes eng

mit ihrer Heimat und ihrer Sprache verwachsen sind und gar nicht anders können, auch da nicht, wo sie uns über die Grenzen des Landes hinausführen. Und mir will scheinen, das äußere sich besonders in der schlichten Einfachheit und Natürlichkeit der Sprache, die uns selten papieren anmutet und stets einen Einschlag der heimatischen Mundart an sich trägt, der nur beim Pflücker stört, dem das Sprachgefühl und künstlerische Empfinden abgeht. So darf man wohl sagen, daß die gegenwärtige Literatur der deutschen Schweiz im ganzen ein erfreuliches Kapitel in der Geschichte deutscher Dichtkunst darstellt, dessen wir uns keineswegs zu schämen brauchen, und wenn wir auch einmal das Werk eines Zeitgenossen ablehnen müssen, nun — so dürfen wir doch behaupten, daß für die ganz flache Unterhaltungsschriftstellerei bei uns der „Holzboden“ geblieben zu sein scheint; denn wir begegnen ihr im schweizerischen Schrifttum fast gar nicht. Das will etwas heißen in einer Zeit, da aus allem eine Industrie gemacht und für das meiste eine Aktiengesellschaft gegründet wird.

Um das wirklich Verdrießliche gleich vorwegzunehmen, sei hier auf den Roman „Sie tanzen den Ringel=Ringel=Reihn“ von Hermann Kurz<sup>1)</sup> eingegangen. „Nomen est omen“ sagt der Lateiner; ich habe für gepreizte und gezierte Titel nie viel übrig gehabt. Freilich kann man sich zuweilen täuschen; aber hier stimmt's: Der Titel trägt die Signatur des Buches an sich, das als Ganzes ein ebenso unkünstlerisches wie geschmackloses Dokument fast krankhaft anmutender Eigenbrödelei des Verfassers ist. Nicht, daß ihm die Spuren des Wirklichen und Erlebten abgingen, das Durchlebte, das innere Erlebnis fehlt dem Roman, allerdings auch dieses nicht in gewissen, eines bedeutenden Dichters würdigen Einzelheiten, sodaß wir das Urteil abgeben könnten: Hermann Kurz hat bewiesen, daß er immer noch etwas kann, aber nicht getan, was er gekonnt hätte. Was er uns geben wollte, das war wohl ein Bild der Kleinlichkeiten und Nichtigkeiten im Jagen und Treiben einer großen Schweizerstadt, genauer gesagt: Basels, dargestellt im Lichte

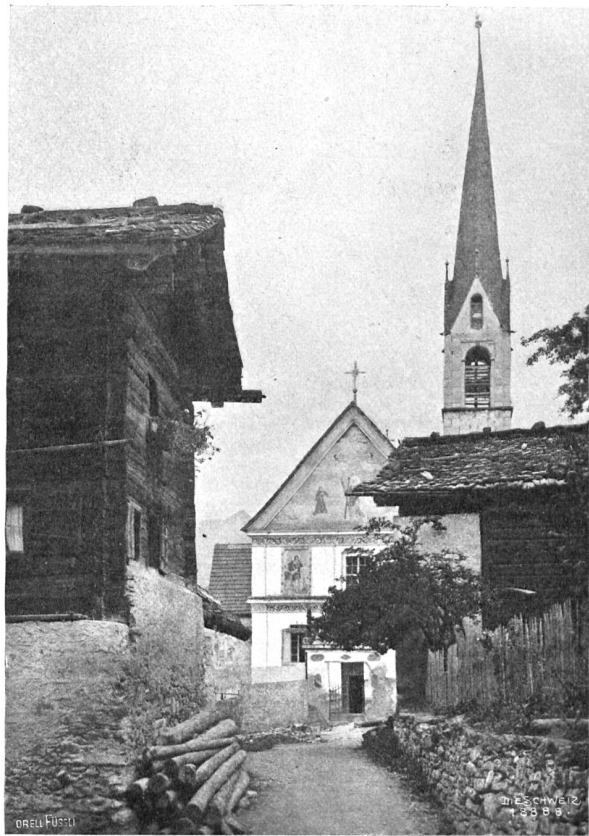
<sup>1)</sup> Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1913.



Haus in Rodels im Domleschg. Phot. D. Mischol, Schiers.

des überlegenen Humors, etwa im Sinne des Satzes: „Ah, wie sie sich hegen, diese Komödianten des Lebens, im Narrenspiel, in der tragischen Komödie, die mit einem Auge Blut weint und mit dem andern zweimal Blut, und wie alles Schöne abseits am Straßenbord liegen muß! Doch glücklich läßt sich's am schönsten abseits leben,“ sagt dann Dilde.“ Als Exempel dafür hat Kurz den Spekulanten Klingling gewählt, der durch geschickte Finanz- und andere Operationen sich zur führenden Persönlichkeit emporwimmelt, in die Bundesbehörden kommt und sonst ein großes Tier wird, von dessen Glück und Unglück die Schicksale einer Anzahl anderer Leute unmittelbar und mittelbar abhängen und den ein kaltherziger und schlauer Schachzug eines Basler Bankiers, des Herrn von der Dalben, jählings ins Verderben stürzt; aber die Welt geht nach wie vor ihren Gang, an des von der Bühne Abgetretenen Stelle rücken andere und können's später als alte Leute gar nicht fassen, „wie man so in einem fort dem Glück nachjagen kann“. Vanitas, vanitatum vanitas! Man sieht, der Stoff wäre dankbar und — eines Wilhelm Raabe würdig. Aber wie hat Kurz da gehaut! Die echt dichterisch geschauten und gezeichneten Episoden (wir erinnern an die ergötzliche und reizvolle Parkszene in Hildaltingen zwischen dem Offizier Jakobus und der Dilde, deren Papa, bis an die Zähne bewaffnet, die Liebe des Pärchens morden möchte, u. a. m.) bilden in der Wüste, die wir mühselig durchwandern müssen, seltene Oasen. Daneben geht es oft reichlich abenteuerlich und unwahrscheinlich zu und fehlt es nicht an Schiefheiten und Klatzgeschichten, die unkünstlerisch wirken, weil der Erzähler nicht vom Stoff, der ihm als Grundlage diente, sich zu emanzipieren vermochte, weil er die Wirklichkeit bloß abschrieb, ohne sie dichterisch zu gestalten. Etwas Gespitztes und Erzwungenes verrät auch die Sprache dieses Romans, die an unleidlicher Ueberladung krankt und oft recht kuriose Stillsäten aufweist, die humoristisch sein sollen und forciert klingen, Weitschweifigkeiten, die auch der geduldige Leser zu überspringen in Versuchung kommt, etwa: „Als die Bewässerungsanlagen unter Hochdruck in vollem Gange waren und die Matten der Weisheitspächter im Saft standen wie noch nie, konnten die Beglückten im Hinblick auf ihre Ernte nicht anders, als ein kleines Fest geben, dessen Achse, darum sich's zu drehen hatte, der Glücksbringer, der Herr Minister, war.“ Schön, nicht? Dahin gehören auch die Inhaltsangaben der Kapitel, deren Langatmigkeit und Gemachtheit wieder zum Titel des Buches passen. Denn über die rein äußerliche Nachahmung englischer Humoristen geht's halt nirgend's hinaus. Dazu kommt ferner die Namengebung, die uns in ihrer Durchsichtigkeit Basler und andere in der Schweiz bekannte Namen erraten läßt und oft lebhaften Zweifeln am Geschmack, ja stellenweise am Taktgefühl des Autors ruft. Die Arbeit ist nicht ausgereift; sie stellt sich so als eine peinliche Verirrung des Baslers dar, der sich durch frühere Arbeiten einen wohlverdienten Namen gemacht und sich seinen Lesern gegenüber verpflichtet hat, den Baum erst zu schütteln, wenn reife Früchte daran hängen, auch dann, wenn er ihn einmal ungeschüttelt lassen möchte. Denn der Dichter Hermann Kurz, den wir alle schätzen, verdient es nicht, daß ihm der Schriftsteller Kurz in die Quere kommt und ihn verdrängt. Es wäre schade!

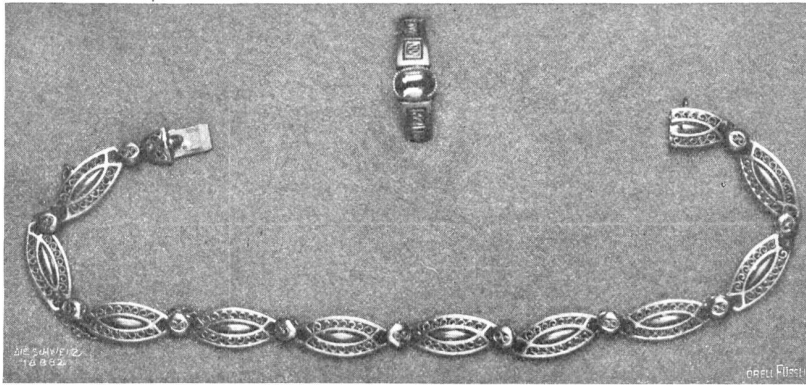
Wirklich erfreulich dagegen ist die Lektüre eines neuen Heinrich Federer. Ein kleines Büchlein ist's, und „Sisto o Sosto“<sup>2)</sup> lautet der Titel der in schöner Folgerichtigkeit verlaufenden Erzählung aus den Abruzzen. Aber es ist das vollendete Kunstwerk eines Dichters, der uns etwas zu sagen hat und weiß, wie man es sagt. Die Geschichte spielt zur Zeit des Papstes Sixtus V. (1585—1590), der dem Brigantenunwesen im Kirchenstaate mit eiserner Strenge entgegentrat. Die vortrefflich komponierte Novelle erzählt uns nun, wie der Papst dazu kommt, dem Sesto Peretti, seinem Halbbruder, gegenüber eine Ausnahme zu machen und ihn sowie dessen Sohn Poz'do zu begnadigen. Und wir sehen dabei nicht nur



Motiv aus dem Bergdorf Elmens (Domleschg). Phot. D. Mischol, Schiers.

in die Seele des uns von Federer überaus lebendig und sympathisch vor Augen gestellten Kirchenfürsten, der nach hartem Kampf in letzter Stunde der Stimme des Herzens nachgibt, sondern auch in die Seele der zwei Briganten aus den sibyllinischen Bergen, die sich im Kerker zu Rom in rechte Menschen verwandeln. Und gerade darin, wie uns diese innere Wandlung bei den zwei Briganten anschaulich und glaubhaft gemacht wird, mit den allereinfachsten Mitteln, gerade, als ob es gar nicht anders sein könnte, äußert sich Federers hohe und feine Kunst. Vater und Sohn, beide sind sie gewissermaßen naive Verbrecher gegen die Menschheit, sie haben sich noch gar nie Gedanken über ihr Handeln gemacht, und jetzt, in der Zelle des Kerkers, steigt dieses Bewußtsein plötzlich in ihnen auf, und die Spinne, die als blutgierige Brigantin eine unbefohlene Fliege umgarnt, wird ihnen zum Symbol ihres eigenen Tuns. Poz'do befreit durch geschickten Wurf seines ins Gefängnis geschmuggelten Dolches die Fliege von der Räuberin, und „ihr Herz sang ein neues, kleines Lied. War es ihnen doch, als hätten sie einen Mord gut gemacht.“ Und der Seele des Jungen entringen sich die Worte: „Vater, wir sind schlechte Menschen!“ Solcher überaus feiner Züge wäre noch mancher anzuführen, auch die packende Szene, wo der Priester ihres Heimatdörfchens, da Dia, „die Heimat“, das heißt einen Korb mit Steinen und Erdschollen aus den sibyllinischen Bergen den Häftlingen bringt, darf nicht vergessen werden. Und all diese packenden und ergreifend lebenswahr gezeichneten Bilder schließen sich zu einem dichterischen Meisterwerkchen zusammen, sind in temperamentvoller und dennoch klarer und edler Sprache erzählt, die nur ein echter Dichter schreiben konnte, und die Begebenheit entwickelt sich mit jener innern Notwendigkeit, die keine Zufälle kennt, und die uns allein zum vollen, reinen Genuße eines Kunstwerkes gelangen läßt. Da ist nichts Unreifes und Unvergoresenes; ein Dichter, der weise Selbstzucht übt, hat dies Werklein geschaffen, in welchem er schöne Verheißungen erfüllt und neue

<sup>2)</sup> „Taschenbücherei deutscher Dichter“, Heilbronn, Eugen Salzer, 1913.



**Ernst G. Stäheli**, Frauenfeld. Abb. 1. a) Armband mit Spiralornamentik (Rahmen glatt, Buckel-  
mittelstück; Verbindungsgleiche mit S-Mittelstück; verlorenes Schloß). b) Ring mit Saphir (Einsatz  
in der Schiene aus gebückten Serpentinlinien; Fassung Allegrißes).

Verprechen ablegt. Und er ist — das beweist diese kleine meisterliche Novelle — der Mann, der Wort halten wird.

Kein geborener Schweizer, wohl aber in der Schweiz kein Unbekannter ist Hermann Stegemann, der Nachfolger Jos. Victor Widmanns am „Bund“. Seine Romane genießen eine große Beliebtheit und haben auch in der Presse Anerkennung gefunden. Nun hat er sich im neuesten Buche, „Der Schläfer von Sulz“<sup>3)</sup>, die Aufgabe gestellt, den Kampf eines Pfarrers gegen den Volksaberglauben, insbesondere gegen einen „Wunderdoktor“, der im magnetischen Schlaf Kranke nach mitgebrachten Haarlocken behandelt, und gegen dessen willensstarke Frau darzustellen. Eins ist sicher: Das Buch darf als packender Volksroman und kraftvolle Erzählung unbedingt empfohlen werden. Es besitzt auch dichterische Qualitäten, und zum vollendeten Kunstwerk fehlt ihm nur das eine, nämlich: daß eine gewisse äußerliche Theatralik nicht ganz darin vermieden worden ist. So wirkt, wenigstens auf mich, die Steinigungsszene, wo der Pfarrer Nohl — übrigens eine ganz vortrefflich gezeichnete Gestalt — der erregten Volksmenge bewußt in die Arme läuft, so wirkt auch der Einsturz des Kirchendaches am Schlusse, wobei des Helden gefährliche Gegnerin, die Frau des Wunderdoktors, Beren Mathé, ihre Schuld mit dem Leben büßt, u. a. m. Diese Beren scheint mir übrigens in ihrer eisernen Willenskraft, die vor nichts zurückweicht, für eine autochthone Schwarzwälderin beinahe allzusehr ins Heroische

<sup>3)</sup> Stuttgart, Engelhorns Allgem. Romanbibliothek, 1913 (30. Jahrgang), Bd. 1/2.

hafte geraten zu sein. Dessenungeachtet hat Stegemann hier einen gefunden und bodenständigen Heimatroman aus der Schwarzwaldgegend geschaffen, der zur Unterhaltungsliteratur im höchsten und besten Sinne gehört; er hat starke Willensmenschen in Gegensatz zu einander zu bringen gewußt, interessante Konflikte trefflich erfunden, und er kennt das Volk seiner Heimat und weiß es in all seiner harten Eigenart anschaulich zu schildern. Die straffe Handlung spannt vom Anfang bis zum Ende. Es wäre eine Freude, wenn die Familienzeitschriften immer solche Werke brächten wie dieses „wahrhaft männliche“ Buch, das gelesen zu werden verdient.

Mehr als Jugendschrift denn als reifes Kunstwerk — etwa für junge Mädchen von fünfzehn Jahren ab — möchte man Gertrud von Wendensterns historische Erzählung aus dem Berner Oberland, „Anspinnen“<sup>4)</sup>, empfehlen, wenn einem nicht die Frage aufsteige, ob wirklich die historischen Verhältnisse zur Zeit Ottos des Großen und seiner Nachfolger den Lesern geläufig genug seien. Schlecht geschrieben ist das Büchlein nicht; auch weist es eine Anzahl hübscher Einzelheiten auf. Allein es ist der Verfasserin nicht überall gelungen, die Geschichte dichterisch zu gestalten, stellenweise tritt an den Platz der Erzählung eine historische Vorlesung, und die Geschichte von Otin, dem jungen Herrn der Rothensluth, und dem kleinen Recho, den jeter in einer Aufwallung des Zornes erschlägt, will uns nicht überall ganz lebendig werden. Gut ist die Zeichnung Otto Wilhelms, des rebellischen Sohnes Berengars von Jorea, der 966 in Bamberg als Gefangener Ottos des Großen gestorben ist. Immerhin, für junge Leute, die sich für Geschichte interessieren, eine ganz hübsche Gabe. — Dagegen wundert es uns, wie Hermann Brunnhofer mit seinem „Arnold Reichenstein“ betitelten kulturhistorischen Roman „aus Heinrich Jshoffes Nachwelt“<sup>5)</sup> einen Verleger hat finden können; denn das Buch interessiert nicht einmal stofflich: es ist eine Talentlosigkeitsprobe, wie sie einem selten zu Gesichte kommt. Wer sich kulturhistorische Kenntnisse „aus Heinrich Jshoffes Nachwelt“ (!) verschaffen will, sei vor diesem Machwerk gewarnt; er wird nichts damit anfangen können, trotz den Anmerkungen nicht! Hans Müller-Bertelmann, Frauenfeld.

<sup>4)</sup> Zürich, Art. Institut Drell Fühl (1913).

<sup>5)</sup> Bern, Akademische Buchhandlung v. Max Drechsel, 1912.

## Edelmetall-Arbeiten von Ernst Georg Stäheli.

Mit sieben Reproduktionen nach photographischen Aufnahmen von J. Bär, Frauenfeld.

Wir leben in einem reformsüchtigen Zeitalter: in der Technik, in Kunst und Wissenschaft, überall drängt man rastlos vorwärts. Auch auf gewerblichen Gebieten läßt man sich für das Studium der Reformen kaum Zeit, mit großer Eile muß alles Gestalt annehmen. So sind an vielen Orten zum Ersatz für die kunstmäßige Ausbildung, speziell auf kunstgewerblichen Gebieten, Schulen entstanden, welche die Erziehung des Schülers für das betreffende Gewerbe übernommen haben. Auch die einst so blühende Goldschmiedekunst mußte ihr Gewand mit einem modernen Kleide wechseln. Nur noch vereinzelt treffen wir Vertreter des ehrbaren Berufes, die nicht Kunstgewerbeschulen, wohl aber ihre Lehr- und Wanderjahre bei erstklassigen Meistern absolvierten und dabei auf ihren Wanderungen viele gesunde Anregungen fanden, ihren Individualismus bewahrten und Meister der Technik wurden. Gewiß haben wir den kunstgewerblichen Bestrebungen für modernen Schmuck viel zu verdanken, ist doch auf jeden Fall die Ausbildung in Kursen den Lehrjahren in sog. Goldwarenfabriken, wo nur einseitige Aus-

bildung stattfindet, vorzuziehen. Die moderne Schule hat jedoch auch in vielen Köpfen Verwirrungen angerichtet, man ist mit den Formen aus der gediegenen Einfachheit herausgetreten. Monströse Anhänger, Ohr- und Fingerringe, Armbänder etc. sind entstanden, die freilich in der bürgerlichen Klasse wenig Anklang fanden. Der Individualismus, der auch in der Goldschmiedekunst zum Ausdruck kommt, mußte schwere Zeiten durchmachen, gediegene Eigenprodukte wurden durch fabrikmäßige Herstellung des Schmuckes zurückgedrängt, und jahrzehntelang trug man mit wenig Ausnahmen gestanzte Zeichnungen. Dank emsiger Tätigkeit in kunstgewerblichen Kreisen ist heute aufs neue das Interesse für die Goldschmiedekunst erwacht, eine neue, tatkräftige Epoche ist für sie eingetreten.

Einen noch jungen Goldschmied finden wir in Ernst Georg Stäheli aus Frauenfeld. Als Knabe schon interessierte er sich für den Goldschmiedebetrieb, den der Vater ausübte. So kam es, daß er mit sechzehn Jahren eine dreijährige Lehrzeit bei der alten und bekannten Firma J. Arbez in Schaffhausen antrat,